

SANDRA  
BROWN

Scharade

Weltbild

Scharade

## Die Autorin

Sandra Brown ist eine der erfolgreichsten Autorinnen der Welt. Jeder ihrer Romane erreicht Spitzenplätze in den englischen und amerikanischen Bestsellerlisten. Sandra Brown wurde mehrfach mit dem New York Times Award ausgezeichnet, und ihre Bücher werden weltweit in neunundzwanzig Sprachen übersetzt. Sandra Brown lebt mit ihrer Familie in Arlington, Texas.

Sandra Brown

# Scharade

Thriller

Deutsch von  
Gabriela Prahm

**Weltbild**

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
*Charade* bei Warner Books, Inc.; New York.



Besuchen Sie uns im Internet:  
*www.weltbild.de*

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,  
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg  
Copyright der Originalausgabe © 1994 by Sandra Brown  
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1995  
by Verlagsgruppe RandomHouse GmbH, München  
Übersetzung: Gabriela Prahm  
Umschlaggestaltung: zeichenpool, München  
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© ATIKAN PORNCHAIPRASIT;  
© avstralkaa)  
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara  
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice  
Printed in the EU  
ISBN 978-3-98507-177-7

2024 2023 2022 2021

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

# Kapitel 1

10. Oktober 1990

»Cat, wach auf! Wir haben ein Herz!«

Nur mühsam gelang es Cat Delaney, aus der von Medikamenten verursachten, klebrigen Benommenheit in die Realität aufzutauchen. Sie schlug die Augen auf und versuchte, den Blick auf Dean zu richten. Nur verschwommen nahm sie ihn wahr, sah aber sein breites, strahlendes und vielversprechendes Lächeln.

»Wir haben ein Herz für dich!«, wiederholte er.

»Wirklich?«, fragte sie mit heiserer und schwacher Stimme. Als sie in die Klinik eingeliefert worden war, hatte sie die Aussicht gehabt, diese entweder mit einem neuen Herzen wieder zu verlassen – oder im Sarg.

»Das Rettungsteam ist unterwegs und bringt es hierher.«

Dr. Dean Spicer wandte sich zu seinen Kollegen um, die ihn auf die Intensivstation begleitet hatten. Cat vernahm zwar seine Stimme, doch was er sagte, schien keinen Sinn zu ergeben.

Träumte sie? Nein. Dean hatte gerade klar und deutlich gesagt, dass ein Spenderherz unterwegs war. Ein neues Herz – für sie! Leben!

Plötzlich spürte sie einen Energieschub wie schon seit Monaten nicht mehr. Sie setzte sich in ihrem Krankenhausbett auf und plauderte mit den Schwestern und Technikern, die um sie herumschwirrten und sie mit Infusionsnadeln und Kathetern malträtierten.

Diese schmerzhafteste Prozedur war schon derart alltäglich für sie geworden, dass sie diese kaum noch wahrnahm. Während der vergangenen Monate war ihr so viel Blut abgezapft worden, dass es für einen Swimmingpool gereicht hätte. Sie hatte erheblich an Gewicht verloren und war – ohnehin von zarter Statur – fast nur noch Haut und Knochen.

»Dean? Wo ist Dean?«

»Ich bin hier.« Der Kardiologe schob sich zwischen den anderen durch zu ihr ans Bett und ergriff ihre Hand. »Habe ich dir nicht immer gesagt, dass wir rechtzeitig ein Spenderherz für dich auftreiben werden?«

»Ihr Ärzte seid doch alle gleich. Rechthaberisch und eingebildet bis zum Gehnichts mehr. Halbgötter allesamt.«

»Das will ich überhört haben.« Dr. Jeffries, der für die Transplantation verantwortliche Herzchirurg, betrat das Zimmer so lässig, als sei er bei seinem abendlichen Spaziergang – über Wasser. Er entsprach haargenau dem Klischee, auf das sie mit ihrer Bemerkung angespielt hatte. Sie wusste um sein Können, vertraute seinen Fähigkeiten, konnte ihn aber persönlich überhaupt nicht leiden.

»Was machen Sie denn hier?«, fragte sie. »Sollten Sie jetzt nicht eigentlich im OP sein und Ihre Instrumente sterilisieren?«

»Schnippisch wie eh und je. Was glauben Sie eigentlich, wer Sie sind? Ein Fernsehstar?«

»Haargenau.«

Ungerührt wandte sich der Chirurg der Schwester der Intensivstation zu. »Hat die Patientin Fieber?«

»Nein.«

»Erkältung? Virusinfektionen irgendwelcher Art?«

»Was soll das?«, mischte sich Cat verärgert ein. »Wollen Sie etwa einen Rückzieher machen? Schon auf einen freien Abend gefreut? Was Besseres vor?«

»Reiner Routinecheck, ob Sie wohlauf sind.«

»Das bin ich. Nehmen Sie das Herz und tauschen Sie es aus. Meinetwegen auch ohne Narkose.«

Ohne ein Wort wandte er sich um und verließ das Zimmer.

»Arrogantes Arschloch«, murmelte Cat.

»Sag so was nicht«, mahnte Dean sie in heiterem Ton.

»Du wirst ihn heute Abend noch brauchen.«

»Wann geht es los?«, wollte Cat wissen.

»Ein bisschen Geduld wirst du schon noch brauchen.«

Sie drängte auf eine genauere Auskunft, doch erfolglos. Angewiesen, sich auszuruhen, doch innerlich zu aufputscht, lag sie hellwach in ihrem Bett und schaute immer wieder auf die Uhr, während die Stunden quälend langsam verstrichen. Sie war mehr aufgeregt als ängstlich.

Die Neuigkeit von der bevorstehenden Transplantation machte rasch die Runde im Krankenhaus. Operationen wie eine Herzverpflanzung zählten zwar längst zur Routine, wurden aber dennoch mit Ehrfurcht betrachtet. Den ganzen Abend über bekam Cat Besuch von Menschen, die ihr Glück wünschten.

Cat erhielt ein Jodbad; eine klebrige und unangenehme Prozedur, die ihre Haut kupfern färbte. Sie schluckte ihre erste Dosis Cyclosporin, das lebenswichtige Medikament gegen Gewebeabstoßung. Die Flüssigkeit war in Kakao eingerührt worden in dem vergeblichen Versuch, den Olivenölgeschmack zu überdecken. Cat beschwerte sich noch dar-



über, als Dean ins Zimmer gestürmt kam und die ersehnte Nachricht überbrachte.

»Sie sind unterwegs mit dem neuen Herz. Bist du bereit?«

»Ist der Papst katholisch?«

Er beugte sich über sie und küsste sie auf die Stirn. »Ich werde jetzt runtergehen und mich umziehen. Keine Sorge, ich werde die ganze Zeit dabei sein und Jeffries über die Schulter schauen.« Er hielt kurz inne. »Ich werde dich bei jedem Schritt begleiten.«

Sie packte ihn beim Ärmel. »Wenn ich aufwache, will ich sofort wissen, ob ich ein neues Herz habe.«

»Aber sicher.«

Sie hatte schon von anderen Patienten gehört, denen gesagt worden war, dass man ein passendes Spenderherz für sie gefunden habe. Ein Mann, den sie kannte, war sogar schon für die Operation vorbereitet und narkotisiert gewesen. Als das Herz eingetroffen war, hatte Dr. Jeffries es untersucht und für mangelhaft befunden. Die Transplantation hatte nicht stattgefunden. Für den Patienten war dies ein derart schwerer emotionaler Rückschlag gewesen, dass er sich noch immer nicht davon erholt hatte; was der kritischen Verfassung seines Herzens ganz sicher nicht gutgetan hatte.

Nun zog Cat überraschend kräftig am Ärmel von Deans Armani-Jackett. »Ich will es sofort wissen, wenn ich wieder aufwache. Versprich es mir!«

Er legte seine Hand auf ihre und nickte. »Ich gebe dir mein Wort drauf.«

»Dr. Spicer – bitte!«, drängelte eine der Schwestern.

»Wir sehen uns im OP, Schatz.«

Nachdem Dean gegangen war, ging alles ungeheuer

schnell. Cat hielt sich am Rand der Bahre fest, als man sie den Flur hinunterschob. Als sie durch die Flügeltür in den OP gerollt wurde, wurde sie für einen Moment vom gleißenden Licht geblendet und war verwirrt wegen des maskierten Personals, das sich mit konzentrierten und geschickten Handgriffen auf die bevorstehende Aufgabe vorbereitete.

Hinter den gleißenden Strahlern über dem Operationstisch konnte sie einige Gesichter hinter der Glasscheibe oben auf der Observationsgalerie ausmachen.

»Wie ich sehe, habe ich Publikum. Haben die da oben alle Eintrittskarten und Programmhefte? Wer sind die überhaupt? Hey, würde mir vielleicht mal jemand antworten? Was macht ihr denn da?«

Jemand mit Atemschutz und Gummihandschuhen stöhnte auf und fragte: »Wo bleibt denn Dr. Ashford?«

»Schon da.« Der Anästhesist kam hereingeeilt.

»Gott sei Dank. Schalten Sie sie endlich ab, damit wir anfangen können.«

»Die kann einem mit ihrer Klappe gehörig auf den Wecker gehen.«

Cat wusste, dass es nicht so gemeint war, und war daher nicht beleidigt. Die Augen über der Maske lächelten ihr zu. Es herrschte eine ausgelassene Stimmung im OP und so war es ihr auch lieber.

»Kein Wunder, dass ihr alle Masken tragt, wenn ihr den ganzen Tag eure Patienten beleidigt«, lästerte Cat. »Feiglinge, die ihr alle seid.«

Der Anästhesist trat an ihre Seite. »Mir scheint, dass wir ein wenig hyperaktiv und überdreht sind, Ms Delaney ...«

»Das ist mein großer Auftritt. Ich spiele die Szene so, wie es mir passt.«

»Sie werden umwerfend sein.«

»Haben Sie mein neues Herz schon gesehen?«

»Nein, das Interessante kriege ich immer nicht mit. Ich Sorge nur für süße Träume. Und jetzt entspannen, bitte.« Er tupfte ihren Handrücken zur Vorbereitung für die Injektion ab. »Gleich werden Sie einen klitzekleinen Pikser spüren.«

»Das sagt ihr Männer alle.«

Gelächter ringsum.

Dr. Jeffries traf zusammen mit Dean und Dr. Sholden ein, dem Kardiologen, an den Dean sie überwiesen hatte, nachdem er aus persönlichen Gründen von der Behandlung zurückgetreten war.

»Wie sieht's aus?«, fragte Dr. Jeffries.

»Sie sollten mal Ihr Script überprüfen lassen, Doktor«, sagte Cat missbilligend. »Eigentlich müsste ich ›Wie sieht's aus?‹ fragen.«

»Wir haben das Herz untersucht«, antwortete der Arzt ruhig.

Sie hielt erwartungsvoll den Atem an, sah dann stirnrunzelnd zu ihm auf. »Solche Antworten setzten wir bei den Fernsehserien auch immer ein, um die Spannung zu erhöhen. Das ist billig. Sagen Sie schon – was ist mit dem Herz?«

»Es ist wunderschön«, antwortete Dr. Sholden. »Sieht fabelhaft aus. Steht Ihr Name drauf.«

Aus dem Augenwinkel nahm sie eine Gruppe von OP-Technikern wahr, die über eine Kühltruhe gebeugt hantierten.

»Wenn du aufwachst, wird es in deiner Brust schlagen«, sagte Dean.

»Bereit?«, fragte Dr. Jeffries.

*War sie bereit?*

Natürlich hatte sie, als die Möglichkeit einer Herztransplantation zum ersten Mal mit ihr besprochen wurde, Bedenken gehabt. Doch mittlerweile hatte sie diese für komplett ausgeräumt gehalten.

Kurz nachdem Dean ihr Herzproblem erstmalig diagnostizierte, hatte sich ihre Verfassung langsam, aber stetig verschlechtert. Über die tiefe Müdigkeit und den Mangel an Energie halfen kurzfristig Medikamente hinweg, doch gegen die Krankheit selbst gab es laut Dean keine Kur. Doch sogar zu diesem Zeitpunkt hatte sie sich geweigert, den Ernst ihrer Erkrankung anzuerkennen.

Erst als sie sich wirklich krank zu fühlen begann, als schon das Duschen oder Essen zu einer wahren Strapaze und mühseligen Übung für sie wurde, begriff sie, dass ihre Herzschwäche tödlich sein konnte.

»Ich brauche ein neues Herz.«

Bis zu ihrer tapferen und gewagten Ankündigung gegenüber ihren Chefs beim Fernsehsender hatte niemand etwas von ihren gesundheitlichen Problemen geahnt. Ihre Schauspielerkollegen und das Aufnahmeteam der Vormittagsfernsehserie *Der Lauf der Dinge* hatten, obwohl sie sich jeden Tag bei der Arbeit sahen, nie etwas von der zunehmenden und verräterischen Blässe unter ihrer Schminke bemerkt.

Und so reagierten ihre Kollegen wie ihre Vorgesetzten beim Sender – niemand wollte es wahrhaben. Niemand wollte glauben, dass Cat Delaney, dreimalige EMMY-

Preisträgerin, ihr Star, deren Rolle der Laura Madison unverzichtbar für die Serie war, dass ausgerechnet Cat Delaney ernsthaft krank sein sollte. Und so hatte sie noch eine Weile ihre Arbeit fortgesetzt, unterstützt von ihrem Team und mithilfe ihres schauspielerischen Könnens und ihrer robusten Art.

Doch dann war unweigerlich der Punkt gekommen, als sie – ungeachtet ihres großen Ehrgeizes – den strapaziösen Drehplan nicht mehr bewältigen konnte, und so war sie vorübergehend aus der Serie ausgeschieden.

Mit fortwährender Verschlechterung ihres Zustands verlor sie so viel an Gewicht, dass ihre große Fangemeinde sie nicht mehr erkannt hätte. Sie hatte tiefe Ringe unter den Augen, weil sie trotz ihrer völligen Erschöpfung nicht schlafen konnte. Ihre Fingerkuppen und Lippen färbten sich blau.

Die Boulevardpresse dichtete ihr alle möglichen Krankheiten an; angefangen von Windpocken bis hin zu Aids. Normalerweise hätte diese Art hässlicher Ausbeutung durch die Medien sie wütend gemacht und beunruhigt, doch dazu fehlte ihr längst die Energie. Also ignorierte sie derartige Meldungen und konzentrierte sich aufs Überleben.

Ihre Verfassung wurde derart instabil und ihre Depressionen so schlimm, dass sie eines Nachmittags zu Dean sagte: »Ich habe es so satt, schwach und nutzlos zu sein, von mir aus kann bald der Abspann kommen.«

Für gewöhnlich missbilligte Dean ihre Anspielungen auf den Tod, auch die scherzhaften, doch an diesem Tag spürte er ihr Bedürfnis, sich die plagenden Ängste von der Seele zu reden.

»Sag, was geht dir durch den Kopf?«, fragte er.

»Ich führe schon tägliche Gespräche mit dem Tod«, gestand sie leise. »Ich verhandle mit ihm. Morgens sage ich: ›Gönn mir noch diesen einen Tag. Bitte, einen Tag noch.‹ Bei allem, was ich tue, bin ich mir bewusst, dass es vielleicht das letzte Mal ist. Das letzte Mal, dass ich den Regen sehe. Ananas esse, einen Song der Beatles höre.«

Sie hob den Blick und sah Dean an. »Ich habe meinen Frieden mit Gott geschlossen. Ich habe keine Angst vor dem Sterben, aber ich hoffe, dass es nicht schmerzvoll und beängstigend ist. Wie wird es sein, wenn ich mich verabschiede, Dean?«

Er tat ihre Ängste nicht leichtfertig ab, sondern antwortete ihr aufrichtig: »Dein Herz wird ganz einfach aufhören zu schlagen, Cat.«

»Keine Fanfare? Kein Trommelwirbel?«

»Nein. Es wird nicht so traumatisch sein wie ein Herzinfarkt. Kein Kribbeln im Arm. Dein Herz wird einfach –«

»Aufgeben.«

»Richtig.«

Dieses Gespräch war erst einige Tage her. Nun sah ihre Zukunft durch eine Laune des Schicksals völlig anders aus: *Leben.*

Doch plötzlich wurde ihr bewusst, dass die Ärzte, um ihr ein neues Herz einpflanzen zu können, zuvor ein anderes herauschneiden mussten. Diese Vorstellung ließ sie frösteln. Sosehr sie das nicht mehr funktionstüchtige Organ hasste, das während der vergangenen zwei Jahre ihr Leben völlig bestimmt hatte, so groß war ihre unerklärliche Zuneigung zu ihm. Gewiss, sie wollte ihr krankes Herz endlich

loswerden, doch irgendwie kam es ihr obszön vor, wie gut gelaunt diejenigen nun waren, die es ihr gleich entfernen würden.

Natürlich war es jetzt zu spät für Skrupel. Außerdem war der Eingriff – verglichen mit anderen Operationen am offenen Herzen – relativ simpel. Aufschneiden. Rausnehmen. Austauschen. Zunähen.

Während der Zeit des Wartens auf ihr Spenderherz war sie von den Ärzten immer wieder ermuntert worden, Fragen zu stellen. Sie hatte sie in endlose Diskussionen verstrickt und so viele Informationen wie möglich aufgesogen. Bei den Treffen ihrer Selbsthilfegruppe, die aus anderen Patienten bestand, die ebenfalls auf eine Organspende warteten, waren ihre Ängste offen ausgesprochen worden. Diese Sitzungen waren stets äußerst interessant und hilfreich für sie gewesen, weil eine Transplantation ein facettenreiches Thema mit sehr unterschiedlichen und kontroversen Positionen war. Diese waren von Person zu Person verschieden und reichten von allgemeinen Emotionen, religiösen Überzeugungen und moralischen Grundsätzen bis hin zu juristischen Problemen.

Während des monatelangen Wartens hatte Cat all diese Argumente durchdacht und war zu einer Entscheidung gelangt, von der sie zutiefst überzeugt war. Sie war sich der möglichen Risiken vollauf bewusst und vorbereitet auf die Schrecken, die ihr möglicherweise während der Genesung auf der Intensivstation bevorstanden. Sie akzeptierte sogar die Möglichkeit, dass ihr Körper das neue Herz abstieß.

Doch ihre einzige Alternative zu einer Transplantation

war der sichere Tod – und zwar bald. Und so blieb ihr im Grunde keine Wahl.

»Ich bin bereit«, sagte sie entschlossen. »O Moment, eines noch. Wenn ich unter Narkose anfangen, irgendwelche intimen Geständnisse von mir zu geben: Nichts davon ist wahr.«

Ersticktes Gelächter unter den Masken.

Sekunden später durchströmte die flüssige Mattigkeit der Narkose ihre Adern und ließ sie in seidenweiche Schläfrigkeit sinken. Sie sah zu Dean, lächelte und schloss die Augen – vielleicht zum letzten Mal.

Und kurz vor der endgültigen Bewusstlosigkeit schoss ihr ein allerletzter Gedanke durch den Kopf, grell und gleißend wie ein explodierender Stern.

*Wessen Herz ist es?*

## Kapitel 2

10. Oktober 1990

»Wie könnte eine Scheidung die größere Sünde von beiden sein?«, fragte er.

Sie lagen in dem Bett, das sie normalerweise mit ihrem Mann teilte, der um diese Zeit Schichtarbeit bei seiner Fleischverpackungsfirma machte. Wegen eines Lecks in der Gasleitung war das Bürogebäude, in dem sie beide arbeiteten, für den Rest des Tages evakuiert worden. Sie hatten diesen unerwartet freien Nachmittag auf ihre Weise genutzt.

Im engen, vollgestopften Schlafzimmer roch es nach verschwitztem Sex. Der Schweiß trocknete auf ihrer Haut, ge-



kühlt vom träge kreisenden Deckenventilator. Die Laken waren feucht und zerknittert. Die Fensterläden sperrten die Nachmittagssonne aus. Die brennenden Duftkerzen auf dem Nachttisch warfen ein flackerndes Licht auf das Kruzifix an der Wand mit der ausgebleichenen Blumenmustertapeete.

Doch die schläfrige Atmosphäre täuschte. Sie standen unter Zeitdruck; und sie versuchten verzweifelt, ihr jede Sekunde an Vergnügen abzuringen. Bald würden ihre Töchter von der Schule heimkommen. Sie hasste es, die kostbaren kurzen gemeinsamen Augenblicke durch den ständig wiederkehrenden und schmerzlichen Streit zu vergeuden.

Es war nicht das erste Mal, dass er sie drängte, sich scheiden zu lassen und ihn zu heiraten. Aber sie war katholisch. Eine Scheidung war völlig indiskutabel.

»Ich habe Ehebruch begangen, ja«, sagte sie leise. »Aber meine Sünde betrifft nur uns beide. Wir sind die Einzigen, die davon wissen. Außer meinem Beichtvater.«

»Du hast unser Verhältnis gebeichtet?«

»Nur so lange, bis es immer wieder geschah. Jetzt gehe ich nicht mehr zur Beichte. Ich schäme mich zu sehr.«

Sie setzte sich auf und rückte zur Bettkante, das Gesicht von ihm abgewandt. Ihr schweres dunkles Haar klebte ihr feucht im Nacken. Im Standspiegel in der Ecke betrachtete sie ihr Spiegelbild.

Sie kritisierte ihre Figur, hielt ihre Hüften für zu breit und ihre Oberschenkel für zu massig. Doch ihm schienen die Üppigkeit ihres Körpers und ihr dunkler Teint zu gefallen. Sie schmecke sogar dunkel, hatte er einmal zu ihr gesagt.

Natürlich war das nichts weiter als Bettgeflüster in der Hitze der Leidenschaft und hatte daher nichts zu bedeuten. Trotzdem hatte sie seine Bemerkung gern gehört.

Er strich ihr mit einer Hand über den makellosen Rücken. »Schäm dich nicht für das, was wir tun. Es bricht mir das Herz, dich sagen zu hören, dass du dich wegen unserer Liebe schämst.«

Vor vier Monaten hatte ihr Verhältnis so richtig begonnen. Vorausgegangen waren mehrere qualvolle und zermürbende Monate des Ringens mit Gewissen und Schuldgefühlen. Sie arbeiteten in verschiedenen Stockwerken, waren einander aber häufig im Fahrstuhl des Bürohochhauses begegnet. Das erste Mal hatten sie sich in der kleinen Cafeteria im Erdgeschoss getroffen, wo er versehentlich mit ihr zusammenstieß und sie ihren Kaffee verschüttete. Sie hatten verdrossen gelächelt, während sie sich entschuldigten und sich einander vorstellten.

Schon bald richteten sie es so ein, dass sie gemeinsam die Mittags- und Kaffeepause machten. Sich unten in der Cafeteria zu treffen, das wurde zur Gewohnheit, aus der bald eine Notwendigkeit wurde. Ihr Wohlbefinden hing davon ab, dass sie sich sahen. Die Wochenenden schienen quälend lang zu sein, Ewigkeiten, die irgendwie überstanden werden mussten, bis es endlich wieder Montag war und sie sich wiedersehen konnten. Sie begannen beide, Überstunden einzulegen, damit sie einige Momente ungestört verbringen konnten, ehe sie sich auf den Heimweg machten.

Als sie eines Abends gemeinsam das Büro verließen, fing es an zu regnen. Er bot ihr an, sie mit seinem Wagen nach Hause zu bringen.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich fahre mit dem Bus, wie immer. Trotzdem danke.«

Mit Blicken voller Bedauern und Sehnsucht wünschten sie sich gegenseitig einen schönen Abend und verabschiedeten sich voneinander. Die Handtasche mit einer Hand an die Brust gepresst, in der anderen Hand den Regenschirm, eilte sie durch den Wolkenbruch bis zur Bushaltestelle an der Ecke.

Dort stand sie noch immer in ihrem dünnen Mantel, als ein Auto direkt vor ihr am Randstein hielt. Er kurbelte das Seitenfenster herunter.

»Steig ein. Bitte.«

»Der Bus kommt bestimmt gleich.«

»Du wirst doch pitschnass. Steig ein.«

»Er hat sicher nur ein paar Minuten Verspätung.«

»Bitte ...«

Er bat um mehr als nur das Privileg, sie heimfahren zu dürfen, und das war ihnen beiden bewusst. Unfähig, der Versuchung zu widerstehen, stieg sie zu ihm ins Auto, als er die Tür für sie aufhielt. Ohne ein weiteres Wort fuhr er mit ihr zu einer entlegenen Stelle im Stadtpark, nicht weit von Downtown.

Kaum hatte er den Motor abgestellt und sich zu ihr hingedreht, als sie sich auch schon hungrig küssten. Bei der ersten Berührung seiner Lippen hatte sie bereits ihren Ehemann vergessen, ihre Kinder und religiösen Überzeugungen. Sie wurde von animalischer Lust beherrscht, nicht vom Sittenkodex, den sie gelobt hatte, seit sie alt genug war, zwischen falsch und richtig zu unterscheiden.

Ungeduldig hantierten sie mit Knöpfen, Reißverschlüs-

sen und Ösen, bis sie ihre durchnässte Kleidung gelöst hatten und sich Haut an Haut berührten. Was seine Hände, dann sein Mund mit ihr taten, war ebenso aufregend wie schockierend für sie. Als er in sie eindrang, verstummte ihr Gewissen vollends unter seinen glühenden Liebesbekundungen.

Diese anfängliche Leidenschaft hatte nicht abgenommen. Wenn, dann hatte sie während ihrer folgenden heimlichen Treffen nur noch zugenommen. Nun wandte sie den Kopf zu ihm um und sah ihn über die Schulter hinweg an. Auf ihren üppigen Lippen lag ein schüchternes Lächeln.

»Ich schäme mich nicht genug, um unser Verhältnis zu beenden. Auch wenn ich weiß, dass es eine Sünde ist, würde ich sterben, wenn ich nie wieder mit dir schlafen könnte.«

Mit einem Stöhnen erneuten Verlangens zog er sie wieder an sich. Sie drehte sich, bis sie auf ihm lag, ihre gespreizten Schenkel auf seinen Hüften.

Er stieß tief in sie, hob dann den Kopf, um an ihren Brüsten zu saugen und zu knabbern. Sie presste ihre große Knospe an seine Lippen. Er liebte sie mit der Zunge, dann lutschte er gierig daran.

Diese Position war noch immer eine neue und aufregende Erfahrung für sie. Sie ritt ihn so lange, bis sie einen erneuten heftigen gemeinsamen Höhepunkt hatten, der sie beide erschöpft und außer Atem zurückließ.

»Verlass ihn«, drängte er keuchend. »Heute. Jetzt gleich. Verbring gar nicht erst noch eine weitere Nacht mit ihm.«

»Ich kann nicht.«

»Doch, du kannst. Der Gedanke, dass du mit ihm zusam-

men bist, macht mich wahnsinnig. Ich liebe dich. *Ich liebe dich.*«

»Ich liebe dich auch«, sagte sie unter Tränen. »Aber ich kann nicht einfach so von zu Hause fortgehen. Ich kann doch meine Kinder nicht verlassen.«

»Du bist jetzt bei mir zu Hause. Ich verlange doch gar nicht, dass du die Kinder zurücklässt. Bring sie mit. Ich werde ihnen ein Vater sein.«

»Er ist ihr Vater. Sie lieben ihn. Er ist mein Mann. Vor Gott gehöre ich ihm. Ich kann ihn nicht verlassen.«

»Du liebst ihn doch gar nicht.«

»Das stimmt«, gab sie zu. »Nicht so, wie ich dich liebe. Aber er ist ein guter Mann. Er sorgt für mich und die Mädchen.«

»Das ist keine Liebe. Er erfüllt nur seine Pflichten.«

»Für ihn ist das mehr oder weniger dasselbe.« Sie legte den Kopf in seine Schulterbeuge, wollte, dass er verstand. »Wir sind in derselben Nachbarschaft aufgewachsen. Wir waren schon in der Schule ineinander verliebt. Unsere Leben sind miteinander verbunden. Er ist ein Teil von mir und ich bin ein Teil von ihm. Wenn ich ihn verlasse, würde er das nie verstehen. Es würde ihn zerstören.«

»Es wird mich zerstören, wenn du es nicht tust.«

»Nein«, widersprach sie. »Du bist viel schlauer als er. Selbstsicherer und stärker. Du wirst es überleben. Aber bei ihm bin ich mir nicht sicher.«

»Er liebt dich nicht so wie ich.«

»Er macht nicht so Liebe wie du. Er würde niemals ...«  
Verlegen senkte sie den Kopf.

Über Sex zu reden, fiel ihr nach wie vor schwer. In ihrer

Familie war darüber niemals offen gesprochen worden, weder in ihrer Pubertät noch später in ihrer Ehe. Sex wurde im Dunkeln gemacht, ein notwendiges Übel, von Gott toleriert und vergeben, wenn es der Fortpflanzung diene.

»Er schert sich nicht um mein Verlangen«, sagte sie errösend. »Es würde ihn schockieren, wenn er wüsste, dass ich überhaupt Lust verspüre. Du ermutigst mich, dich anzufassen und zu küssen, wie ich es bei ihm niemals wagen würde, weil es ihn beleidigen würde. Er würde deine Sensibilität als Schwäche abtun. Er ist nicht dazu erzogen worden, im Bett zärtlich zu sein.«

»Dieser Machomist«, sagte er bitter. »Willst du dich für den Rest deines Lebens damit zufriedengeben?«

Sie sah ihn traurig an. »Ich liebe dich mehr als mein Leben, aber er ist mein Mann. Wir haben Kinder. Wir haben ein gemeinsames Erbe.«

»Wir könnten auch Kinder bekommen.«

Sie berührte seine Wange, verspürte Zuneigung und Bedauern. Manchmal führte er sich auf wie ein Kind, das stur verlangt, was es nicht haben kann.

»Die Ehe ist ein heiliges Sakrament. Ich habe vor Gott den Schwur geleistet, bei ihm zu bleiben, bis dass der Tod – und der Tod allein – uns trennt.« Tränen traten ihr in die Augen. »Ich habe das Treuegebot für dich gebrochen. Ich werde nicht auch die anderen brechen.«

»Nicht ... nicht weinen. Das Letzte, was ich will, ist, dich unglücklich zu machen.«

»Halt mich.« Sie schmiegte sich an ihn.

Er strich ihr über das Haar. »Ich weiß, dass es gegen deine religiöse Überzeugung verstößt, wenn du mit mir zusam-

men bist, aber das vertieft unsere Liebe doch nur, nicht wahr? Dein Gefühl für Moral würde dir nicht erlauben, mit mir zu schlafen, wenn du mich nicht von ganzem Herzen lieben würdest.«

»Das tue ich.«

»Ich weiß.« Er wischte ihr die Tränen von den Wangen. »Bitte, weine nicht, Judy. Wir kriegen das schon hin. Das werden wir. Leg dich nur noch ein bisschen neben mich.«

Sie klammerten sich aneinander; ihr Kummer wegen ihrer Situation war so absolut wie ihre Freude über ihre Liebe; die nackten Körper vereinigten sich vollkommen.

Und genau so fand ihr Ehemann sie Minuten später vor.

Sie war die Erste, die ihn in der Tür zum Schlafzimmer stehen sah, zitternd vor Entrüstung. Sie sprang auf, griff nach dem Laken, um sich zu bedecken. Sie versuchte seinen Namen auszusprechen, doch ihr Mund war trocken vor Furcht und Scham.

Fluchend kam er quer durchs Zimmer auf das Bett zugestürzt und holte mit einem Baseballschläger zum tödlichen Schlag aus.

Später hatten sogar die Männer der Ambulanz, die den Anblick schrecklicher Tatorte gewohnt waren, Schwierigkeiten, ihr Entsetzen zu verbergen. Es war ein Gemisch aus Blut und Gehirn, über die geblümete Tapete hinter dem Bett verteilt.

Nicht als Respektlosigkeit gegenüber dem blutverschmierten Kruzifix an der Wand gemeint, flüsterte einer: »Jesus Christus.«

Sein Partner kniete sich neben das Opfer: »Verdammt, ich fühle noch einen Puls!«

Der andere schaute skeptisch auf die blutige Masse, die aus dem gespaltenen Schädel quoll. »Meinst du wirklich, da besteht 'ne Chance?«

»Nein, aber lass sie uns trotzdem einladen. Könnte sein, dass wir hier eine Organspende haben.«

## Kapitel 3

10. Oktober 1990

»Stimmt was nicht mit meinen Pfannkuchen?«

Er schaute auf und sah sie mit leerem Blick an. »Was?«

»Auf der Packung steht, dass der Teig jedes Mal superluftig wird. Ich muss was falsch gemacht haben.«

Er hatte seit mehr als fünf Minuten in seinem Frühstück herumgestochert, ohne einen Bissen zu essen. Nun spießte er mit der Gabel den sirupartigen Klumpen auf seinem Teller auf und lächelte entschuldigend. »Nein, nein. Du hast nichts falsch gemacht.«

Er war nur höflich. Amandas Kochkünste waren katastrophal. »Wie schmeckt dir der Kaffee?«

»Toll. Kann ich noch eine Tasse haben?«

Sie warf einen Blick auf die Küchenuhr. »Hast du noch so viel Zeit?«

»Ich nehm sie mir.«

Er erlaubte sich nur höchst selten den Luxus, zu spät zur Arbeit zu kommen. Was auch immer ihn die letzten Tage beschäftigt hatte, es musste sehr wichtig sein, dachte sie sich.



Nichts Gutes ahnend, stand sie auf und ging zur Kaffeemaschine auf der Anrichte. Sie brachte die Kanne mit an den Tisch und schenkte ihm nach.

»Wir müssen reden.«

»Nichts dagegen.« Sie nahm wieder Platz. »Ich würde schon gern wissen, wo du in letzter Zeit mit deinen Gedanken bist.«

»Ja, du hast recht. Tut mir leid.« Zwischen seinen Brauen formte sich eine Falte, während er in die dampfende Tasse Kaffee starrte, die er eigentlich gar nicht mehr wollte. Er hatte nur Zeit gewinnen wollen.

»Du machst mir Angst«, sagte sie leise. »Was immer du auch auf dem Herzen hast – du kannst es mir doch sagen. Was ist es? Eine andere Frau?«

Er warf ihr einen scharfen Blick zu, der ihr deutlich sagte, dass sie es doch besser wissen müsste.

»Ich hab's!« Sie schlug mit der Handfläche auf die Tischplatte. »Du bist angewidert von mir, weil ich aussehe wie Dumbos Mutter. Meine dicken Fußgelenke und mein Hinterteil tören dich ab, stimmt's? Du vermisst meine kleinen, festen Brüste, mit denen du mich immer aufgezogen hast. Ich habe durch die Schwangerschaft all meinen Sex-Appeal verloren und jetzt hast du dich in ein süßes, junges, schlankes Ding verguckt und hast Angst, es mir zu beichten. Heiß oder kalt?«

»Du bist verrückt.« Er griff über den kleinen runden Tisch und zog sie hoch. Als sie vor ihm stand, strich er mit beiden Händen über ihren angeschwollenen Bauch. »Ich liebe dich so, wie du bist.«

Er küsste sie durch den dünnen Stoff ihres Nachthemdes

auf den Bauchnabel. »Ich liebe das Baby«, sagte er. »Ich liebe dich. Es gibt keine andere Frau in meinem Leben und die wird es auch nie geben.«

»Unsinn.«

»Tatsache.«

»Und was ist mit Michelle Pfeiffer?«

Er grinste, während er so tat, als würde er darüber nachdenken. »Hm, das ist natürlich schwer zu sagen. Wie sind ihre Pfannkuchen?«

»Wär dir das wichtig?«

Lachend zog er sie auf seinen Schoß und umarmte sie.

»Vorsichtig«, sagte sie. »Ich zerdrücke dir sonst den Familienschmuck.«

»Ich passe schon auf.«

Sie küssten sich innig. Als er sich schließlich von ihr löste, schaute sie in sein besorgtes Gesicht. Obwohl es noch frühmorgens war und er gerade erst geduscht und sich rasiert hatte, sah er so mitgenommen aus, als hätte er bereits einen langen und strapaziösen Tag hinter sich.

»Wenn es nicht meine Kochkünste sind, es keine andere Frau ist und du nicht von meinem aufgeblähten Bauch angewidert bist, was ist es dann?«

»Ich komme einfach nicht damit klar, dass du deinen Beruf aufgegeben hast.«

Sie verspürte eine unendliche Erleichterung, weil sie insgeheim mit etwas viel Schlimmerem gerechnet hatte. »Das hat die ganze Zeit an dir genagt?«

»Es ist unfair«, sagte er stur.

»Für wen?«

»Für dich, natürlich.«

Amanda sah ihn misstrauisch an. »Oder hast du etwa vor, vorzeitig in Rente zu gehen, den ganzen Tag auf dem Sofa rumzulümmeln und dich von mir aushalten zu lassen?«

»Keine schlechte Idee«, sagte er mit einem schiefen Lächeln. »Aber im Ernst: Ich denke dabei nur an dich. Weil die Biologie die Männer eindeutig bevorzugt –«

»Verdammt richtig«, grummelte sie.

»Musst du nun alles opfern.«

»Wie oft habe ich dir schon gesagt, dass ich genau das tue, was ich tun will. Ich bekomme ein Kind, unser Kind. Das macht mich sehr glücklich.«

Er hatte die Nachricht von der Schwangerschaft mit gemischten Gefühlen aufgenommen. Zuerst war er schockiert gewesen. Sie hatte die Pille abgesetzt, ohne mit ihm darüber zu reden. Doch nachdem der erste Schreck abgeklungen war und er sich an die Idee, Vater zu werden, gewöhnt hatte, hatte es ihm gefallen.

Nach dem dritten Monat hatte sie die Partner der Anwaltskanzlei, in der sie tätig war, davon informiert, dass sie während der ersten wichtigen Monate nach der Geburt zu Hause bleiben werde. Damals hatte er ihre Entscheidung nicht kritisiert. Dass er nun Bedenken bekam, überraschte sie.

»Du bist erst seit zwei Wochen nicht mehr im Büro und bist schon kribbelig«, sagte er. »Ich erkenne die Anzeichen. Ich sehe doch, wenn du ruhelos wirst.«

Mit einer sanften Geste wischte sie ihm eine widerspenstige Strähne aus der Stirn. »Mag sein, aber nur weil ich nicht mehr weiß, was ich im Haus noch erledigen soll. Ich habe die Regale abgewischt, die Einmachgläser neu beschriftet

und die Schubladen mit den Socken sortiert. Ich habe alles erledigt, was ich vor der Geburt erledigen wollte. Aber wenn das Kind erst mal da ist, werde ich mehr als genug um die Ohren haben.«

Sein zweifelnder Blick blieb. »Während du hier happy Hausfrau spielst, machen dich die anderen in der Kanzlei schlecht.«

»Und wenn schon.« Sie lachte. »Für mich gibt es nichts Wichtigeres, als unser Kind zu kriegen. Und daran glaube ich von ganzem Herzen.«

Sie nahm seine Hand und legte sie auf ihren Bauch. Das Baby bewegte sich. »Fühlst du das? Wie könnte ein Prozess beeindruckender sein als das? Ich habe mich entschieden und bin sehr zufrieden damit. Und ich möchte, dass du das auch bist.«

»Das ist vielleicht zu viel verlangt.«

Inseheim pflichtete sie ihm bei. Er würde niemals wirklich damit zufrieden sein. Doch er fand Trost in seiner Liebe zu ihr und im Wissen um die baldige Geburt seines Kindes. Er massierte die Stelle, wo das Baby gerade einen kräftigen Tritt gelandet hatte.

»Ich dachte, es sei euch Männern ganz recht, wenn die kleine Frau brav daheimbleibt und die Kinder kriegt«, neckte sie ihn. »Was ist los mit dir?«

»Ich will nur einfach nicht den Tag erleben, an dem du es bereust, deine Arbeit aufgegeben zu haben.«

Sie beruhigte ihn mit einem Lächeln. »Das wird nie passieren.«

»Und warum habe ich dann dauernd das Gefühl, als würde ein Damoklesschwert über mir hängen?«

»Weil für dich das Glas immer halb leer ist.«

»Und für dich halb voll.«

»Ich sehe es so voll, dass es gleich überläuft.« Sie machte eine Geste mit den Händen, die ihn lächeln ließ, woraufhin sich sein Schnurrbart verbog, wie sie es so sehr mochte.

»Ja, ja, ich bin der ewige Pessimist.«

»Du gibst es also zu?«

»Nein. Es ist nur, dass wir das schon alles einmal hatten.«

»Bis zum Überdruß«, sagte sie.

Sie lächelten einander zu und er zog sie wieder an sich.

»Du hast schon so viel für mich aufgegeben. Ich verdiene dich gar nicht.«

»Denk daran, wenn Michelle Pfeiffer die Finger nach dir ausstreckt.«

Sie lehnte sich in die Beuge seines Armes, als er sie mit wachsender Leidenschaft küsste. Seine Hand glitt unter den Stoff ihres Nachthemdes und fand ihre Brüste. Sie waren prall und schwer, bereit, Milch zu geben. Er liebkostete sie und knetete sanft ihre Brustwarzen.

Dann zog er ihr Nachthemd tiefer und liebkostete ihre Brüste mit Lippen und Zunge. Als er ihre harten Perlen mit seinem Schnurrbart kitzelte, stöhnte sie auf. »Das ist nicht fair.«

»Wie lange müssen wir warten?«

»Mindestens sechs Wochen nach der Geburt.«

Er stöhnte.

»Wir fangen besser gar nicht an, womit wir dann nicht aufhören können.«

»Zu spät«, sagte er wimmernd.

Lachend zog sie ihr Nachthemd hoch und glitt von sei-

nem Schoß. »Du solltest dich jetzt besser auf den Weg machen.«

»Ja, hast recht.« Er stand auf, zog die Jacke an und ging zur Tür. »Wie geht es euch heute?«

Sie hielt ihren großen Bauch mit beiden Händen. »Uns geht es bestens.«

»Du hast unruhig geschlafen.«

»Versuch du mal zu schlafen, wenn jemand mit deinen inneren Organen Fußball spielt.«

An der Tür gaben sie sich einen Abschiedskuss. »Was möchtest du heute Abend gern essen?«

»Ich lade dich ein. Wir gehen aus.«

»Zum Chinesen?«

»Aber sicher.«

Meist winkte sie ihm morgens von der Tür aus zu. Heute jedoch gingen sie Arm in Arm bis zum Wagen. Als es Zeit wurde, ihn loszulassen, fiel ihr dies unerklärlich schwer. Es war, als wäre sein Pessimismus ansteckend. Seine düstere Ahnung musste sich auf sie übertragen haben, weil sie plötzlich das dringende Bedürfnis verspürte, sich an ihm festzuhalten und ihn zu bitten, er solle sich krankmelden und heute bei ihr zu Hause bleiben.

Doch um das, was wahrscheinlich nur eine vorübergehende, von der Schwangerschaft hervorgerufene, emotionale Unsicherheit war, zu überspielen, zog sie ihn auf. »Glaub ja nicht, dass ich zur Märtyrerin für die Mutterschaft werde. Wenn unser Schatz erst auf der Welt ist, wirst du auch deinen Anteil an Windeln wechseln.«

»Darauf freue ich mich schon.« Er grinste. Dann wurde er wieder ernst, legte ihr die Hände auf die Schultern und zog

sie an sich. »Du machst es mir so leicht, dich zu lieben. Wirst du je wissen, wie sehr ich dich liebe?«

Sie schaute zu ihm auf. »Ich weiß es.« Das Sonnenlicht blendete sie. Vielleicht traten ihr deshalb Tränen in die Augen. »Ich liebe dich auch.«

Ehe er sie küsste, nahm er ihr Gesicht in beide Hände und sah sie lange an. Seine Stimme war belegt, als er sagte: »Ich werde versuchen, heute früher nach Hause zu kommen.« Als er ins Auto stieg, fügte er noch hinzu: »Ruf mich an, wenn du mich brauchst.«

»Mache ich.« Als er um die Ecke bog, winkte sie ihm nach.

Während des Abwaschs machten sich Schmerzen im Rücken bemerkbar. Sie ruhte sich ein wenig aus, bevor sie die Betten machte, doch der dumpfe Schmerz blieb.

Gegen Mittag konnte sie die Krämpfe im Unterleib nicht mehr ignorieren. Sie überlegte einen Moment, ihn anzurufen, tat es aber nicht. Solche Kontraktionen konnten Wochen vor den eigentlichen Wehen eintreten. Das Baby würde erst in zwei Wochen kommen. Es konnte also nur falscher Alarm sein. Seine Arbeit war schwierig und aufreibend und sie wollte ihn nicht stören, wenn es nicht wirklich etwas Ernstes war.

Kurz nach vier Uhr brach ihre Fruchtblase und die Wehen setzten ein. Sie rief ihren Hausarzt an. Der versicherte ihr, dass es keinen Grund zu überstürzter Eile gebe, dass die Geburt des ersten Kindes manchmal Stunden dauerte, riet ihr aber dennoch, ins Krankenhaus zu fahren.

Nun musste sie ihn benachrichtigen. Sie rief bei ihm im Büro an, erhielt aber die Auskunft, er sei gerade nicht zu